



BILD: GUIDO SÜESS

Wörter von Pörtner Haarschneiden

Oft wird nach dem Nutzen der Einwanderung gefragt. Einen, den uns die Einwanderung gebracht hat, ist die Wiedereinführung des Herrenhaarschnitts als Handwerk. Man kommt ohne Anmeldung, wenn es Leute hat, setzt man sich kurz hin und lauscht den Gesprächen, von denen man kein Wort versteht. Dann nimmt man auf dem Stuhl Platz, nennt seine Wünsche, wird frisiert, bezahlt einen durchaus günstigen Preis und steht wieder auf der Strasse, mit einer sitzenden Frisur, die keineswegs dem entspricht, was die Amerikaner einen «Ten Dollar Haircut» nennen. Die meisten Männer, die ich kenne, haben wie ich eine Odyssee hinter sich, ehe sie in diesen Salons eine Zuflucht finden.

Als Kind wurde man im Dorf zum Coiffeur geschickt, der nicht gross nach Wünschen fragte. Danach wurde man in der Schule einen

Tag lang ein bisschen gehänselt und verspottet, da aber jeder früher oder später an die Reihe kam, waren das keine traumatischen Erlebnisse. Die Verbrecher, die Generationen von Buben mit Haargel und Igelfrisuren verunstalteten, waren noch nicht im Geschäft. Ab etwa zwölf liess ich die Haare wachsen, was damals noch auffällig war und dazu führte, dass ich von Erwachsenen ständig gefragt wurde, ob ich ein Bub oder ein Meitli sei, und wenn ich sagte ein Meitli, dann wussten sie natürlich, dass das nicht stimmte, weil es war nicht als Frage sondern als Beleidigung gemeint gewesen. Metrosexualität war noch lange nicht erfunden, und unter Fussballerfrisur verstand man nicht die aufwendigen Gockeleien heutiger Sportler. Dann kam der Punk, und man schnitt und färbte sich gegenseitig die Haare, fräste einander zum Spass tiefe Schneisen in den Hinterkopf. Einmal schnitt mir eine Bekannte am Theaterspektakel mit der Nagelschere die Haare und die Leute dachten, es sei eine Performance.

Als ich wieder zum Coiffeur ging, hatte sich die Welt verändert. Ich ging von einem zum andern, aber da konnte man sich nicht einfach hinsetzen, man musste einen Termin haben. Die Salons glichen teuren Bars, es wurden Frisuren kreiert, die aufwendiger Pflege bedurften. Als ich endlich einen Coiffeur fand, der tiptopp war, meine Wirbel und sein Handwerk beherrschte, ein angenehmer und sehr

netter Mensch war, der keine Show abzog, war ich glücklich. Dann hörte er auf und liess sich umschulen. Die Odyssee begann von Neuem, ich liess mir vor allem im Ausland die Haare schneiden, mal besser, mal weniger gut, aber doch immer unaufgeregt und ohne Voranmeldung. Nur in Grossstädten wie Paris oder San Francisco traf ich Coiffeure, die als Künstler in einem durchgestylten Atelier zu trendiger Musik ihren Beruf zelebrierten, und ich verliess diese Läden selten zufrieden.

Das Coiffeurhandwerk ist ein anspruchsvolles, daran besteht kein Zweifel. Darin lauert denn auch die Tücke des Erfolgs dieser einfachen, aus Familien- oder Einmannbetrieben hervorgegangenen Einwanderersalons. In meiner Heimatstadt hat eines dieser Unternehmen in kurzer Zeit mehrere Filialen eröffnet, und beim Besuch einer solchen traf ich auf einen regelrechten Grobian, der es sichtlich als Zumutung empfand, dass ich eigene Vorstellungen über die gewünschte Haarlänge hatte. Vielleicht geht die Odyssee bald wieder los.

STEPHAN PÖRTNER
(STPOERTNER@LYCOS.COM)
ILLUSTRATION: MILENA SCHÄRER
(MILENA.SCHAERER@GMX.CH)